

ALEXANDRA ALIUS

Wie Schwimmen im Sand

Über die Schwierigkeit,
eine perfekte Mutter zu sein

Roman

Rote Katze Verlag

Impressum

© 2025 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag,

Kupferschmiedestraße 14, 23552 Lübeck, Deutschland

www.rotekatzeverlag.de / info@rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Oktober 2025

Satz: La Deutsche Vita®

Coverfoto: Alexander Krivitskiy, unsplash.com

Porträtfoto: Filip Filipov

Herstellung: ScandinavianBook, Rudolf-Diesel-Str. 10,

91413 Neustadt a. d. Aisch

ISBN 978-3-910563-41-4

August 2017

Ich näherte mich klopfenden Herzens dem von Mauern mit Stacheldrahtrollen umgebenen Bau. Der Himmel hing schwer über dem massigen Gebäude. Ich hatte Mühe, zu atmen.

Einer dieser drückend heißen Augusttage ohne Sonne. Meine Beine wurden auf dem Weg vom Parkplatz zum Eingang mit jedem Schritt geleeartiger. Das Gefühl, immer kleiner zu werden. Bis nichts mehr übrig bleibt. Nur schwüle Luft, die sich wie Kleister über alles legt.

Der Beamte hinter der Panzerglasscheibe drückte den Knopf fürs Mikrofon und wies mich mit knisternder Stimme an, die Dokumente vom Staatsanwalt in die Schiebemulde zu legen. Und meinen Ausweis, für den ich im Austausch einen Besucherpas bekam. Als gäbe ich für eine Weile meine Identität ab. Welche eigentlich. Ich war nicht mehr dieselbe wie vor sechzehn Jahren, als Ben und ich Leon bekamen, als ich endlich Mutter wurde, als alles begann.

Die schwere Tür vor mir öffnete sich automatisch, surrte hinter mir wieder ins Schloss. Ich landete am nächsten Schalter. Dieser Beamte sah mir in die Augen, lächelte. Was mich so stark berührte, dass ich fast anfang zu weinen.

»Zum ersten Mal da?«, fragte er.

»Ja, ich bin hier ein absoluter Neuling.« Meine Stimme klang fest, wie ein Geländer für den ganzen Rest von mir.

»Okaaaay ...« Der Beamte zog das Wort in die Länge, und dann stürzten alle weiteren wie Lemminge aus seinem Mund. Mein Kopf schwirrte vor lauter Anweisungen. Den Besucherausweis sichtbar tragen. Die Karte für den Süßigkeitenautomaten schon hier aufladen. Handy, Schlüssel, Tasche, alles ins Schließfach. Dann den Pfeilen auf dem Boden folgen und warten, bis man mich in die Schleuse holt.

Mühsam versuchte ich, das Gesagte zu sortieren. Verstaute meine Sachen, band mir den Schließfachschlüssel ums Handgelenk wie im

Schwimmbad. Die aufgeladene Karte hielt ich fest umschlossen. Ihre Kanten schnitten scharf in meine Handfläche. Der Schmerz lenkte mich ab von dem Gefühl, selbst gefangen zu sein. Als hätte ich es mir nur eingebildet. Dass ich stärker geworden war. Dass es einen Unterschied gibt zwischen den Mauern, die uns umgeben, und denen, die wir in uns selbst errichten.

Teil I

2001 – 2005

Ein Krokodil umarmen

Der Anruf erreichte uns morgens um neun in der Karibik, auf den Britischen Jungferninseln. Da war ich schon eine kleine Runde ums Boot geschwommen. Allein die Vorstellung, was da alles unter mir schwimmt, reichte zum Wachwerden. Ich zog ein T-Shirt von Ben über den Bikini und wrang die Haare aus, ließ sie offen in der Sonne trocknen.

Auf dem Vorderdeck der *Peer Gynt* vertiefte ich mich in den Anblick der Bucht, in der wir über Nacht geankert hatten. Mit dem Skizzenblock auf meinen Beinen fing ich an zu zeichnen, wie jeden Morgen, bevor wir weitersegelten. Zwölf Buchten in zwei Wochen, und keine sah aus wie die andere.

Ben kam barfuß zu mir balanciert, mit Kaffee für uns beide. Das Wasser klopfte gegen den Rumpf des Segelboots, schaukelte uns sanft hin und her.

»Hältst du mal, damit ich mich zu dir setzen kann?«

Ich nahm ihm die Becher ab. Sog den Kaffeeduft ein, bevor die morgendliche Schwüle ihn gleich wieder verschluckte, und gab Ben einen zurück, den ohne Milch.

»Toni, ich glaube, du bist schwanger.« Die Sprenkel in seinen bernsteinfarbenen Augen blitzten.

»Ich bin was? Hast du beim Kaffeekochen unter Deck einen Röntgenblick entwickelt?«

Drei Jahre schon versuchten wir, ein Kind zu bekommen. Mein Überschatten, nicht schwarz, aber grau, und immer da.

»Du hast nichts mitbekommen von dem Anruf?«, fragte Ben.

Ich sah auf meine angefangene Zeichnung. Die gebeugten Palmen, das kleine Restaurant auf einer Anhöhe, in dem wir gestern zu Abend gegessen hatten. »Ich habe gezeichnet«, sagte ich, als könne man nicht gleichzeitig zeichnen und hören.

»Es war Frau Bischoff. Vom Jugendamt. Ob wir uns vorstellen können, einen Jungen aufzunehmen, der schon anderthalb ist.«

Ich legte den Skizzenblock zur Seite. Der Stift kullerte über die leicht abschüssige Fläche. Es kümmerte mich nicht.

»Erzähl!«

»Seine Mutter hat ihn in Pflege gegeben und sich jetzt endgültig zur Adoption entschieden. Wir passen wohl perfekt in ihr Wunschprofil.«

»Hast du ja gesagt?« Ich hielt mich mit beiden Händen an meinem Kaffeebecher fest, bis es brannte.

»Ich kann doch nichts entscheiden, ohne mit dir darüber zu reden.« Ben blinzelte in die Sonne. »Lass uns noch diesen Urlaub in vollen Zügen genießen. Könnte für eine Weile das letzte Mal sein, dass wir ein Segelboot chartern.«

Ich liebte Ben. Aber kein Urlaub der Welt konnte mit dieser Sehnsucht nach einem Kind mithalten. Sie war tief in meiner Seele verwoben. Schon als Vierjährige wünschte ich mir ein Geschwisterchen zum Geburtstag, zu Weihnachten, zu Ostern. Schließlich bekam ich eine Katze, die sich nicht bemuttern und auch nicht im Kinderwagen durch die Gegend kutschieren ließ. Und ich bekam eine Babypuppe. Sie konnte trinken und sogar pinkeln, aber sie trug keine Wärme in sich und keinen Atem, nur ein starres Lächeln im Gesicht.

Inzwischen steuerte ich auf meinen zweiunddreißigsten Geburtstag zu.

Ich legte die Hand auf Bens Schulter. Er trug ein weißes Shirt mit offener Knopfleiste und meine Hand sah darauf viel brauner aus, als sie war. »Was soll das heißen? Bist du dir doch nicht ganz sicher mit der Adoption?«

»Ich hätte auch noch ein paar Jahre mit dir allein genossen. Vor allem, solange ich noch Langstrecke fliege. Aber ich freue mich auch, wenn es jetzt so weit ist. Wahrscheinlich wirst du

dann sowieso schwanger, und wir haben zwei Kinder.« Ben sprach manchmal Dinge aus, die ich nicht einmal zu denken wagte.

»Wie heißt der Kleine eigentlich?« Ich nahm einen Schluck Kaffee, obwohl ich Herzklopfen hatte, und ein leichtes Vibrieren im ganzen Körper. »Hat sie es gesagt?«

»Leon.«

Zwei Silben nur, die über die Zungenspitze rollten und wieder im Nichts verschwanden. So rund. So perfekt. *Leon Wolff*.

In dieser Nacht gab es ein Gewitter. Das einzige während des ganzen Urlaubs, und es warf die *Peer Gynt* hin und her wie ein Papierschiffchen. Ich hatte schreckliche Angst, der Blitz könne in den Mast einschlagen. Vertraute nicht dem Kiel, dass er uns vor dem Kentern schützte. Was, wenn sich der Anker löste? Wir auf dem Rückflug nach München abstürzten? Wenn ich starb, noch bevor ich endlich eine Mutter geworden war?

Der 31. August war ein Donnerstag. Der Präsident der Europäischen Zentralbank stellte die Euro-Geldscheine vor. In Osttimor wurde zum ersten Mal ein demokratisches Parlament gewählt. Im Münchner Stadtteil Haidhausen brachte Frau Bischoff den neunzehn Monate alten Leon zu uns, frei Haus geliefert wie ein DHL-Päckchen. Sie zog ihm die winzigen Nikes von den Füßen, das Base-Cap vom Kopf. Seidenfeine, hellbraune Härchen, die sich knisternd aufrichteten. Sie waren nur wenig heller als meine Haare, und ich tastete unwillkürlich nach dem Zopf, den ich am Morgen geflochten hatte. Als müsse ich kontrollieren, ob er noch da war. Jetzt, wo ich ein Kind hatte mit fast derselben Haarfarbe.

Sie hatten Leon schick angezogen. Er trug eine blaue Baumwollhose, dazu ein geringeltes Shirt. Und er spazierte mit seinen knapp neunzig Zentimetern so selbstbewusst in unsere Wohnung, als habe er sich die Klamotten am Morgen selbst aus dem Schrank geholt und als wisse er schon ganz genau, wo es für ihn im Leben langgehen sollte.

Ich war vor lauter Schreck über mein Glück wie gelähmt. Seit Tagen hatte ich mir ausgemalt, wie es sein würde. Dass Leon ängstlich wäre, vielleicht weinte, und ich ihn auf dem Arm halten und trösten würde. Aber Leon wirkte kein bisschen ängstlich. Nur etwas aufgeregt, er nuckelte heftig an seinem Schnuller. Mit wachen Augen tapste er in unserer Wohnung herum, die offen war, wie in einem Loft, und wir drei Erwachsenen waren sein Publikum. Wie groß und fremd alles auf ihn wirken musste. Das weiße Textilsofa, noch ohne Flecken. Die Wendeltreppe zur Dachterrasse, seit gestern mit einem Türschutzgitter versehen. Nach einem Blick hinter die Küchentheke drehte er ab. Die Besichtigung war zu Ende. Er schnappte sich seine Nikes von der Garderobe und lief damit zu Frau Bischoff, wollte wieder gehen.

Ich tastete nach Bens Hand, ohne den Blick von Leon zu nehmen, und wir verschränkten unsere Finger ineinander, während Frau Bischoff versuchte, Leon abzulenken. Aber er ließ sich nicht beirren. Er setzte sich auf den Boden und mühte sich ab, seinen Fuß in den Schuh zu bekommen. Er hatte die ganze Zeit über älter auf mich gewirkt, doch jetzt sah er aus wie ein Anderthalbjähriger, der schon vieles kann, aber seine Schuhe anziehen und einfach rausgehen, das konnte er nicht. Als ihm das klar wurde, fing er an zu weinen. Seine Stimme war hell und so zerbrechlich, dass auch mir die Tränen kamen. Die blauweißen Ringel auf seinem T-Shirt verliefen vor meinen Augen ineinander. Ich musste ein paar Mal blinzeln, sah nur verschwommen, wie Ben den Kleinen auf den Arm nahm, seine große Hand auf

dem kleinen, bebenden Rücken. Ich stand da wie eine Figur auf dem Startfeld im großen Spiel des Elternlebens, konnte mich nicht bewegen, nicht trösten. Ich hatte meinen Job als Grafikdesignerin auf Eis gelegt für dieses Kind, dem ich all die Sicherheit geben wollte, die ich von meiner Mutter nicht bekommen hatte. Und nun schaffte ich es schon beim ersten Mal nicht, für ihn da zu sein.

Frau Bischoff legte die Hand auf meine Schulter. »Es ist noch keine Mutter vom Himmel gefallen, Frau Wolff.« Ihre Stimme war weich und anziehend. Ich hätte mich am liebsten in ihre Arme gekuschelt. Eine schöne Mutter war ich, es war mir vor mir selbst peinlich.

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte sie, »Ihr Mann macht das doch prima.«

Und sie hatte recht. Ben wirkte, als hätte er noch nie etwas anderes gemacht als Vater zu sein. Ich atmete tief durch, bot ihr Kaffee an und Streuselkuchen. Mich zusammenreißen, etwas tun, machte mich ruhiger. Auch Leon beruhigte sich.

»So, jetzt darfst du mal zu deiner Mama.« Ben setzte mir den Kleinen einfach auf den Schoß. Ich hielt die Luft an, bereit, ihn sofort an Frau Bischoff weiterzugeben, falls er wieder anfangen zu weinen. Aber das tat er nicht. Er wollte Kuchen. Mir wurde schwindlig vor Glück, wie er da auf meinem Schoß saß und nach Moschus-Weichspüler roch und sich den Streuselkuchen mit beiden Händen in den Mund schob.

Zwei Stunden später verabschiedete Frau Bischoff sich von Leon. Ben spielte im Wohnzimmer mit ihm. Sie hatten ein buntes Mobiltelefon, das bei jedem Tastendruck einen anderen schrillen Ton von sich gab. Frau Bischoff drückte für eine Sekunde Leons Hand und sagte ihm ruhig, fast beiläufig, dass sie jetzt gehe und er hier weiterspielen dürfe. Ich war überrascht, dass Leon nur kurz hinter ihr her sah und sich dann wieder Ben zuwandte.

Als wir nur noch zu dritt waren und miteinander spielten, löste sich das starre Gefühl in mir. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Musste den Kleinen ständig ansehen. Das carotinverfärbte Näschen, die zarte Haut, der schelmische Blick, sein Mund blieb hinter dem Schnuller verborgen.

Eine Stunde später weinte er wieder. Wir konnten ihn einfach nicht beruhigen. Vielleicht würde ein Abendspaziergang helfen. Wir wohnten im vierten Stock Altbau, ohne Aufzug. Wir zogen ihm die Nikes an und schlüpften selbst in unsere Schuhe. Leon hörte auf zu weinen. Er sah uns mit großen Augen an. Und als wir die Wohnungstür hinter uns zuzogen, wollte er selber die Treppen runtergehen, hielt mir eine Hand hin und die andere Ben. Ich ergriff sie gerührt, sah zu Ben, der etwas verwirrt lächelte, als habe er nicht mit so starken Gefühlen gerechnet.

Der Abstieg dauerte eine Weile, und als wir unten auf die Straße traten, wollte Leon auf meinen Arm. Zum ersten Mal spürte ich sein Herz schlagen. Ein Gefühl von Liebe durchströmte meinen Körper wie Heilwasser, das über eine Wunde lief. Wie konnte ich ein Kind, das ich gar nicht kannte, schon so heftig lieben? Viel zu früh wollte Leon zu Ben, dann wieder zu mir, gab jeweils mit ausgestreckten Armen das Kommando zum Wechsel, es wurde ein Spiel daraus. Wir blödelten herum, drehten ihn ein paar Mal im Kreis, ließen ihn in die Arme des anderen fliegen, bis er laut lachte. Ich zeigte auf ein Auto, das einparkte, und er auf einen Radfahrer, der mit surrendem Licht vorbeifuhr, einen Hund, der an einen Baum pinkelte. Es dämmerte bereits, als Leon auf meinem Arm anfang zu gähnen und den Kopf auf meine Schulter legte. Ben trat hinter mich, umarmte uns beide, und wir standen auf dem Gehweg im Schein der Straßenlaternen, eine kleine Familie.

Ich wachte mitten in der Nacht auf. Ben lag auf dem Rücken und schnarchte leise vor sich hin. Bläuliches Mondlicht fiel durch die seitlichen Ritzen des Rollos auf Leons Bett, das unter der Dachschräge stand. Ich lugte nach seinem Gesicht zwischen den Gitterstäben. Alles war wie im Traum.

Plötzlich waren wir zu dritt, für immer. Ben, Leon, ich. Mir gingen die Bilder des Abends durch den Kopf. Wir hatten ihm die neue Windel zuerst falsch rum angezogen und uns dann über die miese Qualität gewundert. Beim Bilderbuchschauen war Leon erschöpft eingeschlafen. Wir hatten im Schlafzimmer auf dem Boden gesessen und andächtig über seinen Schlaf gewacht. Irgendwann, als unsere Knie zu schmerzen begannen, waren wir rausgehumpelt und hatten trotz aller Müdigkeit noch einen Sekt aufgemacht.

Aber nun lag ich im Dunkeln und fühlte mich ernüchtert. Alles kam mir unwirklich vor und noch nicht sicher. Ich zog die Decke fester um mich. Der Adoption würde ein Jahr der Adoptiopflege vorausgehen, das war so üblich, falls wir es uns anders überlegten. Mein Herz klopfte schon bei der Vorstellung schneller. Nie im Leben würde ich das tun. Und auch Leons leibliche Mutter hatte zwei Monate Zeit, es sich anders zu überlegen. Das würde sie schon nicht, hatte Frau Bischoff mir mehrfach versichert. Immer, wenn ich kurz vor dem Einschlafen war, schwappte die Angst in mir hoch, alles könnte zerbrechen. Dann war ich wieder hellwach und es pochte laut in meiner Brust. Ich sagte mir im Stillen beruhigende Gedanken, aber sie stießen nie bis auf den Grund. Es war zu perfekt, es musste einfach noch was schiefgehen. Ben war immer zuversichtlich, er verplemperte seine Zeit nicht mit Sorgen um Dinge, die er sowieso nicht beeinflussen konnte. Ich aber hatte so etwas wie einen Glückshäcksler in mir, und nachts arbeitete er besonders gut. Steckte man oben Glück rein, kam es unten mit Schnipseln aus Angst und Schuld vermischt wieder raus. Meine größte

Furcht war nicht Leons Mutter. Ich fürchtete mich vor dem Schicksal. Denn womöglich hatte es für mich kein Kind vorgesehen. Und nun hatte ich es einfach überlistet und mir ein fremdes Kind geholt.

Zwei Tage später fuhren wir mit Leon zu meinen Eltern.

Wir parkten vor dem gelben Häuslein, in dem ich aufgewachsen bin. Leon hatte die Fahrt von München zum Bodensee komplett verschlafen. Jetzt kam ein lautes Schmatzen vom Rücksitz, wie immer, wenn er aufwachte. Gefolgt von wütendem Weinen oder strahlender Laune. Das wusste man nie so genau. Meine Eltern kamen zur Begrüßung heraus, als ich Leon aus dem Kindersitz hob. Er hatte sich nach dem Aufwachen für die Variante *gutgelaunt* entschieden, fremdelte nicht eine Sekunde. Das kam mir merkwürdig vor, aber ich schob es beiseite. Er hatte auch mit Ben und mir am ersten Abend schon Blödsinn gemacht.

Vielleicht hatte er wirklich nur ein sonniges Gemüt und ich sah wieder lauter Probleme, wo keine waren. Mein Vater blies mit Leon das Windrad im Garten an, dann versteckten sich Opa und Enkel hinter dem Schmetterlingsbusch, und Ben musste sie überall suchen, nur nicht dort.

Die Küche war von Bratengeruch erfüllt. Meine Mutter schabte Spätzle über dem dampfenden Topf. Wie eine echte Schwäbin. Meine Eltern waren aus dem hohen Norden ans schwäbische Meer gezogen, als sie das kleine Haus in Wasserburg geerbt hatten. Damals stand außerdem der einzige Buchladen im Dorf zur Übernahme bereit. Für meinen Vater als Buchhändler war dies wie eine Fügung des Schicksals: ein eigener Laden in Martin Walsers Heimatort. Das war die Geburtsstunde von *Matysecs Buchecke*. Vier Monate später kam ich zur Welt.

»Ich wollte zuerst Felchen machen, was Leichtes, es ist noch so warm für September.« Meine Mutter putzte die

beschlagene Brille am T-Shirt und setzte sie wieder auf ihre gerade Nase, mit dem kleinen Aufschwung an der Spitze, die ich von ihr geerbt habe. »Aber dann habe ich mich doch für dein Lieblingsessen von früher entschieden. Spätzle mit Soße kommt bei allen Kindern an, egal wie alt sie sind. Darf ich mal?«

Ich rückte zur Seite, damit sie an die Schublade kam. Auf der Anrichte stand eine Flasche Rioja, zum Atmen geöffnet. Meine Eltern haben den Bodensee lieben gelernt, aber nicht seine Weine. Ich schenkte mir etwas ein, rot und samtig. Ich trank fast nie Rotwein. Er stieg mir sofort in den Kopf.

»Hast du über Leons leibliche Mutter inzwischen mehr erfahren? Du hast am Telefon von Depressionen gesprochen. Sie hat doch keine Medikamente genommen?« Meine Mutter warf mir einen flüchtigen Blick zu. Ich war nicht sicher, ob er dem Weinglas in meiner Hand galt, nahm wie zum Trotz einen viel zu großen Schluck und ärgerte mich über mich selbst. »Sie hat die Schwangerschaft erst im fünften Monat bemerkt. Das späte Absetzen der Medikamente wäre für Mutter und Kind noch schlimmer gewesen.«

»Was ist mit dem Vater?« Sie schöpfte die Spätzle aus dem sprudelnden Wasser und gab sie in die vorgewärmte Schüssel.

»Leons Mutter rückt nicht raus damit. Aber nicht der Mann, mit dem sie inzwischen verheiratet ist.« Leon würde seinen Vater möglicherweise nie kennenlernen. Wie sollte er mit einer solchen Lücke in seinem Leben klarkommen? Aber vielleicht würde Ben sie schließen können. Oder wenigstens erträglich machen. Ich lehnte mich gegen die Arbeitsplatte und sah meiner Mutter beim Abgießen der Soße zu. In meiner Erinnerung trug sie ihr kastanienbraunes Haar immer schon kurzgeschnitten. Doch es gab alte Fotos, aus ihrer Hamburger Zeit, auf denen sie anders wirkte. Ihre Haare waren lang und wellig auf den Bildern, ihre Gesichtszüge weicher. Verletzlicher.

»Und dann gibt es noch die Zwillingsschwester, Leons Tante, nicht wahr?«

Ich nickte. »Sie ist achtundzwanzig, vier Jahre jünger als ich. Und hat schon zwei Kinder. Plus Pflegekind.«

Meine Mutter schwenkte Semmelbrösel in einer kleinen Pfanne mit Butter, die sie über die Spätzle goss. »Dann wollte sie den Kleinen nicht auch noch nehmen?«

»Doch. Aber Leons Mutter wollte es nicht, und sie will auch keinen Kontakt zu Leon. Aber die Tante hat ihn wohl oft in der Pflegestelle besucht, und er soll sie wiedersehen dürfen. Ich habe viel über Adoptivkinder gelesen, die von ihren Wurzeln abgeschnitten waren.«

»Ach, ich habe früher auch Ratgeber gelesen, als du zur Welt kamst. Aber irgendwann hatte ich genug davon.« Meine Mutter stellte die Spätzle in den Backofen zum Braten. Sie klappte die Tür energisch zu. »Von da an habe ich mich einfach auf meinen gesunden Menschenverstand verlassen.« Ohne mich anzusehen, wischte sie die Arbeitsfläche ab, und für einen Augenblick war es wie früher. Sie, der elegante Fisch im klaren Wasser. Und ich, ein gestrandetes Erdentier, das immer nach mehr suchte und unersättlich war. Ich holte Luft, aber dann klappte ich den Mund wieder zu. Es war so viel Zeit vergangen. Und seit ich erwachsen war und meine Bedürfnisse nicht mehr im Weg standen, kamen wir bestens miteinander zurecht. Als hätten wir den Schutt meiner Kindheit ohne Worte beiseite geräumt. Wozu also über schmerzliche Dinge reden, wenn sie so weit zurücklagen, und wenn ich bis jetzt damit durchgekommen war, warum dann nicht auch für den Rest meines Lebens.

Auf der Terrasse legte ich einen Untersetzer auf die weißgelb gepunktete Tischdecke. Meine Mutter stellte die Kasserolle ab. Der Braten duftete würzig und schwer. Mein Magen knurrte. Mir war etwas schwindlig. Ich freute mich aufs Essen. Ich war nicht auf darauf gefasst, als sie sagte: »Er

ist aus einer völlig fremden Familie, Toni. Du wirst dich nicht in ihm wiedererkennen.«

Für eine Sekunde wusste ich nicht, wen sie meinte. »Ich muss mich nicht in ihm wiedererkennen, Mama!«, sagte ich dann. »Ein Adoptivkind ist kein Ersatz für ein leibliches Kind. Es ist ein eigenständiger Mensch!« Ich hatte jede Menge Seminare für Adoptiveltern besucht und war überzeugt, dass ich den Wunsch nach einem leiblichen Kind verarbeitet hatte. Natürlich hätte ich nichts dagegen gehabt, eines zu bekommen. Aber im Grunde wollte ich einfach nur Mutter sein. Für ein Kind sorgen. Es lieben. War das so schwer zu verstehen? Meine Mutter war schon wieder unterwegs ins Haus, Richtung Küche. Ich lief hinter ihr her. Ich hätte sie bis zum Mond verfolgt, um ihre Bedenken auszuräumen. Dass ein Kind keine Verlängerung des eigenen Selbst sei, sagte ich zu ihr, und die Sozialisation sowieso viel prägender als Gene.

Sie blieb abrupt stehen und bedachte mich mit einem ihrer kieselgrauen Blicke. »Du kennst nicht den Zauber, Toni«, sagte sie dann, »wenn man das eigene Kind in den Armen hält.«

Etwas Kaltes kroch in mir hoch. Und Ärger. Ich spülte beides mit dem letzten Schluck Rioja wieder runter. Doch dann wurde es warm in mir, denn sie meinte *mich* mit dem Zauber und *mich*, in der sie sich wiedergefunden hatte, denn ich war ihr einziges Kind. »Blöd nur, dass ich nun mal unfruchtbar bin!«, blaffte ich, um das Berührtsein loszuwerden.

»Du bist nicht unfruchtbar. Es gibt keine Diagnose.«

»Ich weiß wirklich nicht, warum du mir die Adoption miesmachen willst.« Ich sagte es laut und in einem Tonfall, den ich selbst nicht mochte.

»Aber das will ich doch gar nicht!« Meine Mutter schob ihre Brille ins Haar, als könne sie mich so besser sehen. »Ich

habe dir nur immer so gewünscht, dass es mit dem Baby doch noch klappt und finde manchmal, dass du zu früh aufgibst. Aber natürlich hast du recht. Du hast jetzt eine Familie. Leon ist euer Kind. Mein kleiner Enkelsohn. Alles andere zählt nicht.«

Ich blinzelte misstrauisch.

»Ich will, dass du glücklich bist, Toni.«

»Ich *bin* glücklich«, sagte ich mit Nachdruck.

»Gut.« Sie legte das Küchentuch erneut um die heiße Schüssel. »Dann such mal die Männer. Ich bringe den Rest nach draußen.«

Ich trat die Holzstufen von der Terrasse zum Rasen hinab.

Auf Stufe zwei die dunkle Maserung, die aussah wie der Kopf eines Teufels. In meiner Kindheit hatte ich stets darauf geachtet, nicht auf ihn zu treten. Tu ich dir nichts, tust du mir nichts. Ich ließ die Stufe aus, ein Tribut an das kleine Mädchen, das glaubte, man könne mit dem Teufel verhandeln.

Mein Vater kam mit dem juchzenden Leon auf seinen Schultern zur Terrasse galoppiert, wo er schnaubend mit den Füßen scharrte. In seinen weißen Stoppelhaaren hatte sich ein kleines Blatt gefangen. Die dunkel eingefasste Brille saß schief auf seiner Nase. Meine Mutter rückte sie mit beiden Händen zurecht, nannte ihn einen Kindskopf, aber sie lächelte. Leon ließ sich in Bens Arme fallen, und dann streckte er seine dünnen Ärmchen nach mir aus, und ließ sich juchzend von mir auffangen. Sein Kopf schlug dabei gegen meine Nase, der Schmerz trieb mir kurz Tränen in die Augen.

Mein Vater trat an meine Seite. »Geht's dir gut, Toni? Bist du glücklich?«

»Manchmal tut es schon fast weh, Papa, so glücklich bin ich.«

»Ja. Glück strengt genauso an wie Unglück.«

»Sagt wer?«

»Robert Musil«, antwortete er und meine Mutter fragte, ob wir eigentlich eine Extraeinladung zum Essen bräuchten.

Auf der Heimfahrt fuhr Ben. Leon schlief, und ich grübelte über die Worte meiner Mutter nach. Der Zauber, ein eigenes Kind im Arm zu halten. Viel Zauber konnte Leons Mutter kaum empfunden haben, wenn sie ihn weggegeben hatte. Sie hatte Leon nicht gestillt, das hatte Frau Bischoff mir erzählt, als sie am Tag seiner Ankunft das Nuckelfläschchen aus dem Gepäck gefischt und mir in die Hand gedrückt hatte, zum Kaltstellen. Es war schon mit Milch befüllt gewesen. Als gäbe es sowas bei uns nicht, Milch. Und doch hätte ich den Heiligen Gral nicht ehrfürchtiger anfassen, nicht behutsamer ins Seitenfach der Kühlschranks stellen können, gleich neben den Sekt. Ich war auch ein Flaschenkind gewesen.

Als kleines Mädchen hatte ich die Liebesperlen aus dem Plastikfläschchen für meine Babypuppe alle auf einmal gelutscht, um Platz zu schaffen für echte Milch. Die Spitze des Saugers hatte ich mit der stumpfen Kinderschere abgesäbelt. Von da an gab es für Annika Vollmilch, wann immer ich ungesehen an den Kühlschrank kam. Die Milch lief durch das Loch zwischen ihren Plastiklippen hinein und durch das Loch zwischen ihren Beinen wieder hinaus in eine Puppenplastikwindel mit Druckknöpfen, die ich mit Klopapier vollgestopft hatte. Irgendwann fing Annika an zu stinken. Es wurde mit jedem Tag ekelhafter. Alles Schrubben und Baden half nicht. Schließlich warf meine Mutter sie weg.

Jetzt also eine echte Flasche für ein echtes Kind. Jetzt sang ich abends beim Zähneputzen vom Bibabutzemann, der in Leons Mund herumtanzte, bis er kicherte und die rosa Zahnpasta in Speichelfäden runtertropfte. Ich drehte mich zu Leon um. Er hatte den Kopf gegen die Stütze

des Kindersitzes gelehnt und sah aus, als träume er etwas sehr Anstrengendes. Seinen Hängeohrhund hielt er fest im Arm. Er schleifte ihn stets hinter sich her, wie Linus aus den Peanuts seine Schmusedecke. *Das* war Zauber. Alles war mit Freude erfüllt. Hatte ich, als ihr eigen Fleisch und Blut, meine Mutter jemals mit solcher Freude erfüllt? Ich fragte Ben, aber er konnte mir die Antwort nicht geben und war außerdem mit einen Überholmanöver beschäftigt. Ich fragte Rebecca, mit der ich abends telefonierte, und sie mutmaßte in meinem Sinn, wie es sich für eine beste Freundin gehört. Die Einzige, die meine Frage beantworten konnte, fragte ich nicht.

Vielleicht, weil ich es doch lieber nicht so genau wissen wollte.

In der darauffolgenden Woche regnete es beinahe komplett durch. Ben hatte noch frei, und wir stellten zum ersten Mal fest, dass es *anstrengend* war, mit einem Kleinkind zu spielen oder Bilderbücher anzuschauen.

Gleichzeitig konnte ich nicht genug davon bekommen, mit Leon auf meinem Schoß die Finger durch die Löcher der Pappseiten zu stecken, die die Raupe Nimmersatt hineingefressen hatte.

Am Wochenende kam die Sonne zurück und brachte uns ein paar warme Septembertage. Ben übernahm den Samstagseinkauf. Ich machte mich mit Leon auf den Weg in die Maximiliansanlagen, wo ich mit Rebecca verabredet war. Ich musste nochmal umkehren, weil ich die Windeltasche vergessen hatte, die jetzt über dem Schiebegriff des Buggys hing, so wie ich es bei anderen Müttern gesehen hatte.

Rebecca würde vor mir da sein. Meine kinderlose Freundin, die trotzdem zum Spielplatz kam, wegen Leon. Sie mochte Kinder, aber selbst wollte sie keines. Früher hatte ich sie manchmal darum beneidet. Diese Freiheit, nicht

von einer Sehnsucht befallen zu sein, die alles verzehrt. Für wenige Sekunden befiel sie mich noch einmal, und ich schauderte leicht. Wie einsam ich mich gefühlt hatte, wie abgeschnitten von der Welt. Mit einer hohlen Gebärmutter, die jeden Monat sinnlos ihr Blut vergoss.

Aber nun war ich erlöst, das Sehnen war vorbei. Meine Erlösung saß vor mir im Buggy und zappelte munter mit den Beinen herum. Seine Haare standen an einer Seite eigenwillig vom Kopf ab. Er war das süßeste Kind entlang der Isar und ich die glücklichste Mutter der Welt.

Ich sah Rebecca schon von Weitem auf der Bank sitzen. Sie trug ein grasgrünes Sweatshirt und ihre Haare leuchteten wie Kupfer in der Sonne. Leon ließ uns keine Zeit zur Begrüßung. Er rutschte unter dem Bügel des Buggys durch und lief direkt auf einen riesigen Sandkasten zu. Ich folgte ihm, half ihm über die Planken, auf denen die Mütter ringsum saßen. Sie lächelten mir kurz zu, ohne ihre Gespräche zu unterbrechen. Rebecca kam mit den Sandspielsachen, die ich im Netz des Buggys hatte, und stellte sie neben Leon in den Sand. Ein Eimer mit Sieb, Schaufel, Rechen und Förmchen.

In mir schwappte ein absurder Stolz hoch, weil Leon fast dieselbe Haarfarbe hatte wie ich. Für alle war klar: mein Kind. Nicht Rebeccas. Dann fiel mir auf, dass kaum ein Kind mit Eimer und Schaufel spielte. Sie hatten Bagger, eines hatte sogar einen Kran mit Fernbedienung, ein anderer Junge einen Laster, auf dem Unimog stand. Ich setzte mich neben Rebecca, die uns ein Plätzchen auf den Planken ergattert hatte, und beugte mich zu ihr rüber, bis unsere Schultern sich berührten. »Ich wusste nicht, dass man schon im Sandkasten einen Mercedes braucht«, flüsterte ich ihr zu.

Leon war das auch aufgefallen. Er griff nach dem Laster eines kleinen Jungen, und als er ihn nicht bekam, schlug er ihm mit unserem Eimer auf den Kopf und entriss ihm das Fahrzeug. Der Lastwagenbesitzer kreischte los.

Erschrocken rutschte ich vom Rand in die Hocke und umfasste Leons Handgelenk, es war schmal und zerbrechlich, es passte nicht zu so einem Verhalten. »Du kannst den anderen Jungen doch nicht einfach hauen! Siehst du? Jetzt weint er.« Die Worte fühlten sich klobig in meinem Mund an, ich war es nicht gewohnt, so vor anderen zu sprechen.

Leon sah mich an, als mische ich mich in etwas ein, das mich absolut nichts angeht. Er riss sich aus meinen Griff los und fing an, mit seiner Beute zu spielen.

»Lass dir das nicht gefallen, Jonas!« Seine Mutter schob die Sonnenbrille hoch und sah ihren schluchzenden Sohn abwartend an, dann nahm sie ihn mit einem Seufzer in den Arm. »Also sowas ... meiner würde *nieee* ein anderes Kind schlagen«, sagte sie zu ihrer Nebensitzerin, »aber er wehrt sich halt kein bisschen. Sieht man ja mal wieder.«

Jonas schien nicht zu wissen, dass er größer und stärker war als Leon. Er hockte nur da und heulte. Ich war nicht einmal sicher, ob Leon ihn überhaupt wahrnahm oder ob er nur so tat, als sei er ins Spiel vertieft. Ich lächelte entschuldigend in Richtung der anderen Mütter und kam mir dabei vor wie eine Idiotin. Alle starrten auf uns, teils mitleidig, teils begierig auf den Fortgang des Dramas, das sich vor ihren Augen entfaltete. Ich streifte entschlossen die Ärmel meines Pullis hoch und rüttelte an dem Lastwagen in Leons Händen. »Komm, wir geben ihn zurück!«

Leon stieß einen wütenden Schrei aus. Jonas fing an, uns mit Sand zu bewerfen.

»Hey, lass das!« Ich hob abwehrend den Arm, stützte mich mit der anderen Hand im Sand ab. »Du bekommst deinen Laster doch ...«

»Sag das lieber mal deinem, dass er es lassen soll«, sagte eine andere Mutter, die Arme selbstgefällig vor ihrer Brust verschränkt.

Mein Herz sank. Ich konnte Leon das Ding doch nicht einfach aus der Hand reißen. Oder?

»Warte mal«, sagte Rebecca hinter mir. Sie war jetzt auch im Sand und legte ihre Hand auf meinen Arm. Sie fuhr mit unserem kleinen Rechen eine Bahn in Richtung Jonas. Erklärte Leon, dass sie jetzt eine Straße bauen und den Laster darauf zurück zu Jonas fahren ließen. Und dass wir dann zur Wippe gehen würden, wo es sowieso viel lustiger sei, das würde er schon sehen. Ich glaubte keine Sekunde, dass Leon sich auf sowas einließ. Er stand auf, klemmte den Laster unter den Arm und überlegte kurz. Ein paar Kinder krabbelten zum Sandstraßenrand, um nichts zu verpassen.

Und dann fuhr Leon den Laster auf Rebeccas Straße zu Jonas zurück. Erleichtert atmete ich auf. Redete mir ein, dass ich mich über meine Unsicherheit amüsierte. Aber mein Herz krampfte sich zusammen. Es war Ben gewesen, der Leon am ersten Tag beruhigt hatte und Rebecca, die den Streit geschlichtet hatte. Immer, wenn es darauf ankam, verhakete sich etwas in mir. Dabei war ich früher selbst so ein Kind gewesen, dem man problemlos sein Spielzeug wegnehmen konnte. Nur hatte ich nicht rumgeheult wie Jonas, sondern einfach so getan, als wäre es mir sowieso nicht wichtig.

Ich kniete noch immer im Sand, als Leon kam, mir seine sandigen Arme um den Hals legte und sich an mich schmiegte. Mein Kummer verschwand schlagartig. Rebecca lächelte uns zu und klopfte die Spielsachen am Sandkastenrand ab. Sie machte eine leichte Kopfbewegung in Richtung der Wippe.

»Wahrscheinlich geht deiner noch nicht in die Kita, nicht wahr?«, sagte Jonas' Mutter, »keine Sorge, da lernen sie als Erstes, dass man sich nicht mit Gewalt durchsetzt.«

»Er geht nicht in die Kita. Wir haben ihn adoptiert und er ist noch nicht lange bei uns.« Plötzlich war mir egal, was sie über uns dachten. Ich erhob mich mit Leon, nickte Rebecca zu.

»Also da ist es ja auch kein Wunder, dass dein Kleiner schwierige Themen hat«, sagte Jonas' Mutter, und eine andere, die ihrem Kind die Hände mit einem Feuchttuch abwischte, meinte, es sei ja auch nicht so einfach für den Kleinen, wenn er zusehen musste, dass alle Kinder einen Laster hatten und er nicht. »Kauft ihm doch einen«, riet sie, »dann fühlt er sich nicht so benachteiligt.«

Ich setzte mich hinter Leon auf die Wippe. »Sie glauben, *wir beide* haben ihn adoptiert.«, sagte ich zu Rebecca, als wäre das bedeutsamer als alles andere, was sie gesagt hatten.

Sie lachte. »Wir sollten gleich am Montag einkaufen gehen, Liebste. Ohne komplette Sandkastenausrüstung brauchen wir uns hier gar nicht wieder blicken lassen.« Rebecca ließ die Wippe auf dem Autoreifen in der Erde aufkommen, ohne mit den Beinen abzufedern, sodass Leon und ich in die Höhe hüpfen. Leon juchzte. Als es kühler wurde, machten wir uns auf den Heimweg. Die Sonne stand tief und über den Sandkasten mit den anderen Müttern hatte sich inzwischen Schatten gelegt. Leon schlief im Buggy ein. Vorsichtig zog ich den Reißverschluss seiner Jacke hoch und stopfte die Wolldecke an den Seiten fest. »Ob aus mir wirklich eine richtige Spielplatzmutter wird?«, sagte ich mehr zu mir selbst.

»Du wirst schon noch warm werden mit den Mamis«, sagte Rebecca, »wer hätte denn ahnen können, dass Leon dem Kleinen gleich eins überbrät.«

»Du hast mich gerettet, Becca. Ich wäre verloren gewesen ohne dich.«

»Komm schon, Anton, ich habe vier jüngere Geschwister, für die meine Mutter mich eingespannt hat.« Rebecca sagte schon seit Ewigkeiten Anton zu mir und wir hatten inzwischen längst vergessen, wie es dazu gekommen war.

Ben fand, niemand habe weniger Antonhaftes an sich als ich, aber er hat sich mit den Jahren daran gewöhnt. Mich hat es nie gestört. Besser als Antonia.

Ich begleitete Rebecca zum Bus und machte mich zu Fuß an der Isar entlang auf den Heimweg. Erste Blätter segelten von den Bäumen. Enten paddelten im Wasser oder ließen ihr Gefieder am Ufer in der Abendsonne trocknen. Alles war mit einem Goldschimmer überzogen. Alles so fremd und echt zugleich, seit es Leon gab. Ich kam mir vor wie Alice im Wunderland, als sie in die Tiefe einer anderen Welt gefallen war. Und dies so langsam, dass sie sich dabei hatte umsehen können. Mein Vater hatte mir als Kind oft daraus vorgelesen. *Scheine, was du bist und sei, was du scheinst*, hatte die Herzkönigin zu Alice gesagt. Mir war kein weißes Kaninchen, sondern ein kleiner Junge über den Weg gelaufen. Auch ich konnte so lange scheinen, Leons Mutter zu sein, bis ich es wirklich geworden war.

Eine ältere Frau, die uns entgegenkam, schenkte dem schlafenden Leon ein Lächeln, danach mir. Ich lächelte zurück, auch noch, als die Passantin außer Sichtweite war. Ich konnte nicht damit aufhören. Ich lächelte den Bäumen zu, den Menschen, sogar dem Weg, auf dem ich ging.

Aus dem Verlagsprogramm



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik

Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1432: Während die Stadt sich auf die Fronleichnamsschreientage vorbereitet, wird im Franziskanerkloster eine alte, geheimnisvolle Stadt-Chronik entdeckt. Als bald danach eine Reihe von Morden geschieht, erkennt der Ratsapotheker Melchior Wakenstede schnell, dass sie alle im Zusammenhang mit dieser Chronik stehen

müssen, die zudem bald in Flammen aufgeht. Stecken die Tempelritter dahinter? Welche Rolle spielt die heimliche Leichnamsgilde, der auch Melchior selbst angehört? Und was hat es mit den Nachfahren eines in der Chronik erwähnten Hinrichtungsopfers auf sich?

Während sein Vater in Reval das Rätsel zu lösen versucht, streift Melchior junior durch Lübeck, wohin er von seiner Greifswalder Lehre aus gezogen ist und wo er einen neuen Lehrmeister sucht. Aber auch in der Königin der Hanse geschehen merkwürdige Dinge und der junge Melchior wird in den Bann von Liebe, Verbrechen und Vergeltung gezogen.

ISBN 978-3-910563-13-1

www.rotekatzeverlag.de

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1433: Apotheker Melchior Wakenstede wird an das Sterbelager eines wohlhabenden Kaufmanns gebeten, der von ihm indes keine Arzneien will, sondern ihn mit der Klärung einer lang zurückliegenden Bluttat beauftragt. Während er versucht, das Rätsel der Vergangenheit zu lösen, wird plötzlich sein Lehrjunge ermordet und bald darauf auch Melchiors Leben bedroht. Wie hängt das alles zusammen mit der Warnung in einem Brief, die er von seinem Sohn aus Lübeck bekommen hat? Ist der darin erwähnte Gotlandteufel auf Mord aus? Hat er es auf den Apotheker abgesehen? Und wieso wird Melchior das Gefühl nicht los, dass für den Mord an seinem Lehrjungen die falsche Person gehenkt worden ist?

Parallel dazu setzt Melchior junior in Lübeck seinen Lebensweg fort und versucht seiner großen Liebe Lucia näherzukommen. Kann er die Tochter des stark verschuldeten Kaufmanns für sich gewinnen? Einmal schon hat er für seine Liebe einen Mord begangen, muss er es wieder tun? Die Handlung spinnt den Faden fort, der in »Apotheker Melchior und die Revaler Chronik« (Rote Katze Verlag 2023) begann, und zeichnet ein schillerndes Bild vom Spätmittelalter in der Königin der Hanse und ihrer Umgebung.



INDREK HARGLA

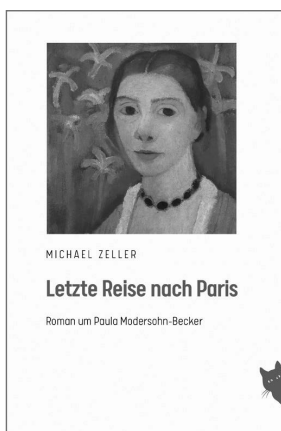
Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck
Aus dem Estnischen von Cornelius Haseblatt



ISBN 978-3-910563-24-7

www.rotekatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Letzte Reise nach Paris

Paris im Sommer 1906. Ein erfolgloser deutscher Schriftsteller und eine aufstrebende deutsche Malerin leben Tür an Tür im Quartier Latin. Er erhofft sich von der Stadt Inspiration, sie ist der deutschen Provinz und einer erdrückenden Ehe entflohen. Sie führen Ateliergespräche über die Liebe, die Ehe, die Kunst, die Freiheit. Er verliebt sich hoffnungslos, sie schwankt zwi-

schen einem unsicheren Leben in Unabhängigkeit und der Rückkehr zum dominanten, aber gut situierten Ehemann. Die Malerin löst sich am Ende aus ihren Träumen; es ist letztlich eine Entscheidung zum Tod, für beide.

Auch vor über hundert Jahren war die Entscheidungsnot von Frauen so groß wie noch heute: Die Entscheidung zwischen Karriere, Liebe und Mutterschaft. Michael Zeller spinnt mit abgründiger Ironie ein Verwirrspiel der Gefühle, in dem sich beide fast verlieren.

”

*»... ein Roman, reich an Bildern und Emotionen.
Mit großem Einfühlungsvermögen entwirft der Autor ein
zugleich phantasievolles und charaktertreues Bild der expres-
sionistischen Malerin Paula Becker-Modersohn“*

Neue Zürcher Zeitung

ISBN 978-3-910563-20-9

www.rotekatzeverlag.de

MICHAEL ZELLER

Die Kastanien von Charkiw

Den Herbst 2019, kurz vor dem russischen Überfall vom Februar 2022, verbringt der Schriftsteller Michael Zeller in der ostukrainischen Großstadt Charkiw, auf Einladung des ukrainischen PEN. Er nutzt die Zeit, die Stadt an der Grenze zu Rußland zu erwandern, bestaunt ihre geschichtsträchtigen Architekturen. Durch seine fast täglichen Lesungen nimmt er intensiv am kulturellen Leben der Stadt teil, die er seit 1994 von häufigen Reisen her kennt. Fesselnd beschreibt er, wie er für Schullektüren das Donbassgebiet bereist und dabei die Zerstörungen der russischen Streitkräfte aus nächster Nähe sieht. Ebenso nah kommt ihm das Kriegsgeschehen des Zweiten Weltkriegs in zahlreichen Begegnungen und Gesprächen, die er mit Überlebenden führt.

In seinem 'Ukrainischen Mosaik' wirft der Autor einen sehr persönlichen Blick auf die Geschichte und in die Seele dieses Volkes, in einem schicksalhaften Augenblick seiner Existenz. Das Buch ist bereits ins Ukrainische übersetzt.



MICHAEL ZELLER

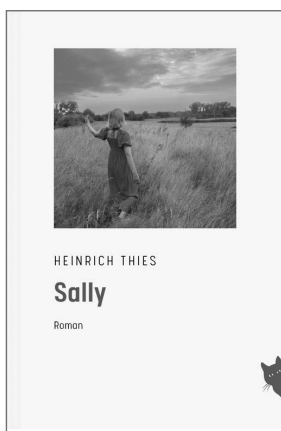
Die Kastanien von Charkiw

Ukrainisches Mosaik



ISBN 978-3-910563-28-5

www.rotkatzeverlag.de



HEINRICH THIES

Sally

Die jüdische Tänzerin Sally wartet nach der Befreiung aus dem KZ wie Tausende andere Holocaust-Überlebende auf die Ausreise nach Palästina – in einem Camp für »Displaced Persons« in Bergen-Belsen. Es entsteht eine Art jüdische Kleinstadt mit einem lebendigen Kulturleben. Sally spielt hier am Rande der Massengräber Theater, tanzt und knüpft Freundschaften. Bei ihren Radtouren lernt sie die Umgebung

kennen. In einem nahen Heidedorf trifft sie auf einen Geige spielenden Hühnerhalter: Otto. Die beiden flirten miteinander und kommen sich immer näher, bis ihre Wege sich trennen. Erst viele Jahre später wird Sally auf spektakuläre Weise erfahren, wer der geheimnisvolle Geiger war.

Zwei Lebensgeschichten im Strudel der Weltgeschichte. Lebensgeschichten, die konträrer nicht sein könnten. Ein packender Roman auf der Grundlage wahrer Begebenheiten, ein Roman über Liebe, Schuld und die Sehnsucht nach Heimat.

Indes, bevor Alex weiter davon träumen kann, seinen verehrten Mentor, den Sternwartenchef, zu beerben, muss er endlich erwachsen werden.

ISBN 978-3-910563-22-3

www.rotekatzeverlag.de

CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

1967. Die Protestwelle schwappt mit Rockmusik, Haschisch und freier Liebe auch über die norddeutsche Stadt Oldenburg. Zugleich werden die Fragen nach der Vergangenheit immer drängen-der: Was haben unsere Eltern im Nationalsozialismus gemacht, was gewusst? Und was wurde aus den Sinti-Familien, die vor 1933 im Stadtteil gelebt haben? Vier Jugendliche, die am und um die Straße Nedderend zuhause sind, suchen Antworten. Ihre Recherchen führen sie zu einem Familiengeheimnis, das tief im Ipweger Moor vergraben liegt, und in die Hölle von Auschwitz.

Christiane Gibiec ist selbst am Nedderend in Oldenburg aufgewachsen. Sie erzählt berührend und authentisch von der Sprachlosigkeit, den Narben und Verstrickungen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft und vom Aufstand der Jugend gegen die Verdrängung und Verleugnung der Naziverbrechen.



*Ein spannender Roman und ein wichtiges Buch,
das ein Licht auf die Verbrechen der Nazis an den
norddeutschen Sinti wirft.*

Christel (Menni) Schwarz

Freundeskreis für Sinti und Roma e. V., Oldenburg



CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

Rebellion gegen die NS-Verdrängung

68er Roman



ISBN 978-3-910563-11-7

www.rotekatzeverlag.de